

Christen durchformt von der übernatürlichen Liebe zu den Mitmenschen und Brüdern in Christus. Bei keiner Berufshandlung kann der Christ davon absehen, daß er sie für einen anderen in der Gemeinschaft vollzieht. Alles Schaffen am Material ist durchformt von dieser Liebe. Und je mehr der Werkende ein echter Könnner ist, der dem Ethos der Sauberkeit untersteht und sich dem Verpflichtenden der Werkgerechtigkeit übereignet, um so mehr muß er in diesem Ernst der Berufsausübung zugleich sein übernatürliches Sein in Christus vollenden.

Bei all dem oben Gesagten ist festzuhalten, daß Gott in Seinen Zielen und Zwecken souverän ist. Er beruft Menschen zu einem Beruf, damit das Christusreich wachse. Andererseits kann Er auch den umgekehrten Weg gehen. Er bedarf nicht des Berufes der einzelnen. Auch ohne deren vollendetes berufliches Können, auch mit einem Stümper, ja ohne daß der Mensch im Einzelfalle einen Beruf im engeren Sinne hat, kann Er Sein Ziel erreichen. Der Beruf ist keine absolute Größe und gehört zu dem, was gegebenenfalls geopfert werden muß. Aber ein Opfer fordert Liebe, auch zu dem, was geopfert wird. Nur was ich ehrlich liebe, kann ich für Gott opfernd dahingeben. Und so bestätigt sich: der Beruf ist unüberschlagbar auf dem Wege zur natürlichen und übernatürlichen Vollkommenheit. Aber dies entspricht der Souveränität Gottes: der eine wird vollendet in seinem Beruf, dessen Gesetz er erfüllt, der andere umgekehrt gerade, indem er im Beruf scheitert, Stümper bleibt oder überhaupt keinen bekommt. Beidenfalls ist der Beruf wesentlich, im ersten Fall direkt, im zweiten indirekt — im Modus des Scheiterns und des Verzichtes.

Um das Ethos der entseelten Erwerbsarbeit

Befunde und Behelfe

von Dr. Wilhelm Reiner mann, Salzburg

I. „Weit besser, wirklich Sklave sein, ausgeliefert den Launen und Triebhandlungen eines Menschen, als in der Tretmühle des modernen Betriebs ein ganzes Leben lang, Tag für Tag, die vorgeschriebenen Handgriffe zu verrichten“.

So läßt der sozialkritische Romancier D. H. Lawrence die Hauptfigur seines Romans „The lost girl“ (London, 1936) an einer Stelle aufseufzen, da jene sich über ihr verfehltes Leben Rechenschaft gibt. Und die französischen Arbeiterpriester, die in Werften, Textilfabriken und anderen Brennpunkten des modernen Industrielbens als einfache Betriebsangehörige tagsüber das monotone Arbeitspensum getreulich verrichten, gestehen übereinstimmend, daß der im standardisierten Produktions- oder Verteilungsprozeß stehende Mensch am Abend so leer und stumpf wird, daß der ermattete Sinn fast nur noch auf grobe Reize reagiert.

Bildungsbedürfnis, Persönlichkeitsstreben, Vertiefung in die höheren, ja heiligen Werte des Menschenlebens — dies alles, was der bürgerlichen Epoche als erreichbares Menschenbild noch vor Augen stand, trifft in unserer Zeit der detailliert genormten Massenfertigung auf immer schwächer werdende menschliche Ansatzpunkte.

Diese Lage ist ernst. Sie ist ernster und tiefer greifend, als man gemeinhin weiß oder gelten läßt. Es handelt sich weniger um eine akute Krise als um einen konstitutiven Notstand der modernen Gesellschaft. Sie begleitet als schleichende Krankheit die Entwicklung der letzten Jahrzehnte und ist eine tragende Mitursache für schwere sozialetische Übel, die in der Kette der Katastrophen jetzt so sichtbar zutagegetreten sind.

Katholische Sittenlehrer, besonders Thomas von Aquin, weisen darauf hin, daß der Mensch im allgemeinen eines Mindestmaßes materieller Güter bedürfe, um das Gute tun und das Böse meiden zu können. So bedarf auch unsere moralische Existenz eines Mindestmaßes sinnerfüllter Tätigkeit, um die sittliche Lebensordnung aufrechterhalten zu können. Denn wie der Vogel zum Fliegen, so ist ja der Mensch zum Arbeiten geschaffen. Diese Arbeit aber ist eine menschengemäße, eine menschliche, eine von der Vernunft erhellte und vom Willen gelenkte, keine bloße Triebhandlung wie beim Tier oder eine apparatmäßige wie beim Roboter. Instinkt oder Mechanismus mögen einem unbewußten Zweckzusammenhang dienen, sie bleiben aber untermenschliche Aktions- oder Reaktionsweisen. Die menschliche Zone beginnt erst dort, wo Intelligenz und freier Wille eingreifen, wo die Selbstbewegung des vernünftigen Lebewesens, als das sich der Mensch darstellt, den Arbeitsvorgang formt. Die Einspannung des Menschen in einem genormten Handlangerdienst im maschinellen Produktionsprozeß bedeutet darum ein Zurücksinken in eine untermenschliche Wirkstufe. Demnach ist die moderne Massenfertigung weit- hin inhuman. Was Wunder, wenn ein Geschlecht, das auf große Strecken zu einer inhumanen, vom erfüllten Sinn, von der Ganzheit abgesprengten, mechanisierten Teilfunktion verhalten ist, an dieser Verkümmern der einst lebensausfüllenden Berufsarbeit entartet. Die Unmenschlichkeiten und Triebentfesselungen unserer Tage entspringen nicht zuletzt der Leere und Bindungslosigkeit, welche das entseelte Arbeitsleben in das ganze Dasein hineinträgt.

Im folgenden wird eine nähere Diagnose jener schon fast konstitutionellen sozialen Erkrankung versucht, woran sich einige heilende oder mildernde Hinweise anschließen sollen. Obwohl das Übel so weit und groß ist, wird es in der religiös-sittlichen Volksunterweisung und asketischen Belehrung nur wenig beachtet. Wir müssen darum hauptsächlich einmal diese ganze sozialetische Wirklichkeit voll in uns aufnehmen und dann versuchen, von Natur und Gnade her einiges Licht auf jenes graue Ferment der modernen Massenwelt zu werfen. Hierbei werden liebgeordnete Vorstellungen zurücktreten müssen. Wir verharren gern in solchen, obschon sie auf einen größeren Teil unserer Mitmenschen, auch der gläubigen, nicht mehr zutreffen. Denn wir kommen meist aus einer noch humanistischen Bildungswelt.

II. Unsere Berufsethik meint nach wie vor die erfüllten und meisterlichen Lebensberufe. Weckung kräftiger Berufsgesinnung, Pflege der Standestugenden, Erziehung zum vollen, tätigen, ja schöpferischen Menschsein, gläubig getragener Dienstwille im irdischen Lebenswerk, — dies alles zielt für gewöhnlich auf sinnvolle Grundberufe oder charakteristisch hervortretende Hauptberufe. Werkheiligung und Standespredigt sehen vor sich den Bauern, den

Handwerker, den Meister, den Facharbeiter, den Bergknappen, den Kaufmann, den Arzt, Anwalt, den Lehrer, den Baumeister, den Verwalter. ... Besonders wenn über die Erfüllung des dem Menschengeschlecht von Anbeginn her erteilten göttlichen Kulturbefehls, von der sittlichen und religiösen Durchblutung des Berufsgeistes und der Standesehre, gesprochen oder gepredigt wird, stehen handgreiflich anschauliche, plastisch konturierte Berufsbilder vor uns. Nicht aber die verwaschene Chiffre des „Beschäftigten“, jener millionenhaft vertretenen gemischten Kategorie, die sich aus der Annäherung von „Arbeitern“ und „Angestellten“ im Gefolge der Rationalisierung und Technisierung von Herstellung, Verteilung und Verwaltung ergeben hat. Vielleicht ist noch vom schlichten Dienst der Knechte und Mägde oder der mit dem Fortschritt der Zivilisation langsam aussterbenden Hausgehilfinnen die Rede. Oder die dienende Größe eines heiligen Klosterpförtners wird von der ganzen Christenheit geehrt.

In Lehre und Erziehung überwiegt das Gestalthafte. Der Hagiograph wie der Homilet trifft auf fromme oder heilige Bauern, Handwerker, Künstler, Gelehrte, Kaufleute, Staatsmänner, ja auch Seeleute oder Krieger. Die Zünfte und Gilden führten ihre Standesheiligen auf ihren Wappen und Siegeln. Ein heiliger Zimmermann stand der Hl. Familie vor. Heilige Fischer, Zeltmacher, Ärzte, Richter, Rhetoren, Staatsbeamte, Schiffer, Weinbauern u. a. m. fanden sich unter den Märtyrern und Bekennern. Hierbei trat zwar die irdische Berufserfüllung vor dem heldenmütigen Todes- und Schmerzenszeugnis für Christus, den erwarteten Vollender, zurück. Früh auch gab es heilige Sklaven. Ihr Stand — ein solcher war es nämlich — ist mit der Schicht des modernen Proletariats nur ganz bedingt vergleichbar. Eingeordnet in die *oikia*, den Verband der Hausgemeinschaft, zwar bürgerlich rechtlos, aber wirtschaftlich gesichert, waren die Sklaven mit den mannigfachen landwirtschaftlichen, handwerklichen, gewerblichen und verwaltungsmäßigen Aufgaben einer schon damals arbeitsteiligen Gesellschaft betraut. Kein Geringerer als der Völkerapostel bemühte sich um das Berufsethos der Sklaven, das freilich im gehorsamen und geduligen Dienst aufgehen sollte und vom Licht der anbrechenden Herrlichkeit der vollen Verheißung verborgener Weise übergossen ward.

Um wieder auf unsere Verhältnisse zu kommen: Von einem heiligen Versicherungsvertreter oder einer heiligen Stenotypistin, einem heiligen Chauffeur oder Funktionär ward noch wenig gehört; schon eher von einem mystisch begnadeten Bankier oder von einem kanonisierten Rechtsgelehrten. Wohl beugen sich ungezählte gläubige Menschen in tapferer Ergebung unter das Los, das ihnen die Vorsehung zugewiesen hat. Die „Gute Meinung“, in der Frühe erweckt und tagsüber stoßgebetweise erneuert, adelt das gleichförmige Tun in Fabrik oder Kanzlei. Gläubige Intention baut eine Brücke zwischen der monotonen Verrichtung und einem sinnvollen Gesamtlebensauftrag. Wenn irgendwo in der Gegenwart, dann gibt es hier heiligmäßige Menschen. Aber sie bleiben viel unerkannter als die heroischen Seelen in den geprägten, sozial ausgeformten Berufen. Auch kommt es uns fast vermessen vor, bei der grauen Masse der „Beschäftigten“ so rasch mit dem „Willen Gottes“ zur Hand zu sein,

zumal wenn man sich selbst als Lehrer oder Priester oder Fürsorger einer sinnvollen Lebensarbeit erfreut. Man bemüht sich heute wieder um das größere Bild vom Menschen, man befreit die Anthropologie vom positivistischen und deterministischen Schutt verflossener Jahrzehnte. Da leuchtet es schwerlich ein, daß nun ganze Heere geist-leiblicher Ganzheiten, mit dem Licht der Vernunft begabt und mit dem beseelten Werkzeug der Hand ausgestattet, dennoch einem mechanisierten, vorwiegend funktionellen Arbeitsdasein ausgeliefert sein sollen! Auch darf man diese ganze inhumane Situation nicht einfachhin als ein Bußstadium für die Sünde der materialistischen Entfesselung des Maschinenzeitalters ansehen, besonders hinwiederum, wenn man persönlich in der glücklichen Lage ist, nicht zum Büberheer zu gehören. Unsere Generation trägt ohnedies tiefe Traumata an sich. Es ist schon schwer, ohne rechtes Vaterland dahinzuleben, und soviel ideale Regung ist geschändet worden!

Das, womit neuzeitliche Standesseelsorge und christliche Berufserziehung nicht fertig wurden, was auch ohne die politischen Einbrüche und wirtschaftlichen Niedergänge als unbewältigte Aufgabe offenblieb, war die Entseelung des Arbeitslebens in der Breite des Erwerbsdaseins. Der Typ des nur angelernen Arbeiters oder Angestellten, der von früh bis spät einer gleichförmigen Tätigkeit obliegt, wuchs ungehindert an. Millionen unserer Mitmenschen spulen ihre acht oder zehn Stunden Erwerbsarbeit innerlich fast unbeteiligt ab. Der Hauptteil ihrer wachen Tagzeit ist ohne inneren Bezug. Das eigentliche Leben beginnt erst nach der Arbeit, „dopo lavoro“. Das betrifft oft weniger den Arbeiter als den Angestellten; für ihn ist ja auch die neuzeitliche Vergnügungsindustrie geschaffen, und die Traumfabrik des Films würde ohne ihn ihren Weltmachtcharakter verlieren. Der rationalisierte Bürobetrieb hat die ehemaligen „Unteroffiziere des Kapitals“ zu „austauschbaren Gemeinen“ (Kracauer) gemacht. Diese Deklassierung, verbunden mit einer Halb- oder Viertelsbildung, hat ein neues Substrat für Zivilisationskonsum wie für Volkstribunate geschaffen. Faschismus und Nationalsozialismus wären sonst nicht möglich gewesen. Auch verkärten sie ja gerade mittels Betriebsromantik und Feierabendbelag die Arbeitssituation, die sie durch Politisierung zu beseelen suchten.

Auch die Linke weiß dem Problem innerlich nicht recht beizukommen. Eine Aussprache christlicher und sozialistischer Volksbildner vor einigen Monaten in Salzburg bezeugte die (freilich gegenseitige) Ratlosigkeit gegenüber diesem ganzen sozialetischen Notstand. Luitpold Stern, der Nestor sozialistischer Erwachsenenbildung in Österreich, verwies auf die Mitbestimmung im Betrieb und auf den großen Zusammenhang der ineinandergreifenden menschlichen Produktionsgemeinschaft. Aber es können nicht alle Beschäftigten auch Betriebsräte sein, und im Kosmos des Sozialprodukts möchte der einzelne ein zwar dienendes, aber ein doch beseeltes Glied sein; sonst ist das eine Ausflucht in volkswirtschaftliche, nationale, internationale, ja ästhetische Aspekte, also in Sichten und Wertzusammenhänge, die hinwiederum außerhalb der täglichen, menschlich verödeten Erwerbsarbeit liegen.

Auch die gemäßigte Gruppe im sozialen Aufstiegskampf der zwanziger

Jahre, welche das Prinzip der Betriebsgemeinschaft entwickelte, die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, das Dinta, oder der Gewerkschaftsbund der Angestellten, mühten sich redlich um eine Wiederbeseelung des Arbeitslebens. Auch hier war das Ergebnis negativ. „Die Möglichkeit, die Arbeit geistig zu beleben und den Arbeitenden ihre Berufstätigkeit interessanter zu machen, damit sie innerlich mehr befriedigen kann, ist beschränkt. Deshalb muß nach Hilfsmitteln gesucht werden, die der seelischen Verödung der Arbeitnehmermassen entgegenwirken können“, hieß es in einer eigenen Untersuchung, „Wege zur Arbeitsfreude“ (Berlin 1929, GDA-Verlag). Eine Lösung oder Milderung sah man nur *nach* oder *neben* der Arbeit: Erweiterung des Weltbilds, schöne Künste, kulturelles Wissen, Werten und Gestalten, Rundfunk, Theater, gepflegte Unterhaltung, frisch-fröhliche Freizeit, nicht zuletzt Sport. Gut und schön! Aber der also erbreiterte Zugang zu den freien Persönlichkeitswerten verschärft die Kluft zur entseelten Erwerbsarbeit. Die allgemeine Desintegration verleitet ohnedies zum Doppelleben. Auch kann man um die mechanisierte Arbeit keinen Kordon spannen wie um einen Seuchenherd: „Sie ist nicht einer Seuche gleich zu ersticken, beeinflusst vielmehr den Menschen auch in den ihr nicht gewidmeten Zeitabschnitten und wäre, selbst wenn sie statt acht nur fünf Stunden in Anspruch nähme, alles andere als eine ablösbare Funktion, die sich einfach ausklammern ließe“ (Kracauer). Und wieviele wenden sich an die unteren statt an die höheren Werte! Die Monotonie dessen, was früheren Geschlechtern durch den Beruf an Arbeitsfreude und Lebensformung gegeben wurde, läßt heute die gesunden Anlagen und Strebungen verkümmern. Das moderne Amüsement fristet von den seelischen Hohlräumen des Arbeitslebens. Eine Hauptwurzel der Libertinage ist die Berufsnot. Menschen, die von ihrer Arbeit erfüllt werden und vom sozialen Aufstiegskampf angespannt sind, greifen nicht so leicht nach den Erzeugnissen von Schmutz und Schund. Wenn das tätige Dasein den Mann (wie noch mehr die berufstätige Frau) leer läßt, wenn nicht Geist und Sinne gefesselt, ja rüstig beansprucht werden, dann schweift das unbefriedigte Gemüt umher. Die Lunge verlangt, wenigstens am Abend, nach einigen kräftigen Zügen, um überhaupt etwas vom Atem des Lebens zu spüren, nachdem die hellen Stunden schal zur Neige gingen. Daher die schier unbegrenzte Aufnahmefähigkeit für grobsinnliche Genüsse. Es ist nicht bloß die allgemeine soziale Aufweichung im Gefolge eines verlorenen totalen Kriegs.

Aber auch dort, wo nach Allgemeinbildung gestrebt oder eine interessante Nebenbeschäftigung gepflegt wird, schenkt solcher Ersatz für ein erfülltes Berufsleben keinen rechten Sinn, Krafterweis und Frieden. Kolping sagt, man könne und solle wohl gar vieles wissen, aber in *einem* müsse man Meister sein. Das ist heute vielen, wenn nicht den meisten verwehrt, und daher rührt eigentlich die Bindungslosigkeit des Mannes. Von hier fällt auch ein tiefer Schatten auf die Ehe. Die gesunde eheliche Gemeinschaft bedarf des in seiner Arbeit befriedigten, ja des berufsstolzen Mannes. Auch wollen ja die Kinder zum Vater aufschauen, der tüchtig ist im Leben und es zu etwas gebracht hat. Der „Angelernte“ oder „Beschäftigte“ oder der an einem untergeordneten Ver-

waltungstisch notgelandete Akademiker, Techniker, Meister oder Kaufmann bringt keinen erfüllten Arbeitstag mit sich nach Hause zu Frau und Kind. Da fehlt dann der schöne Rhythmus zwischen erfolgreich gespanntem Berufsschaffen draußen und dem gelöst tätigen Verweilen daheim. Der unzufriedene Mann verliert leicht die Freude an der Familie und wird einsam oder sonderlich inmitten der Seinen. Oder aber er begehrt auf. Das entseelte Arbeitsleben verlockt zum Radikalismus. Bei Gewerkschaftswahlen in Detroit, wo die Fließbandarbeit in der Automobilindustrie jeweilig auf den neuesten Stand gebracht ist und wo andererseits wenige Wünsche in sozialpolitischer Hinsicht unerfüllt bleiben (Ford), erzielte der radikale Flügel hohe Ziffern. So bedroht die mechanisierte Erwerbsarbeit die kleine wie die große Gemeinschaft, die Familie und den Staat. In beider Richtung verkümmert das persönliche Element.

III. Wir haben somit einen eigentlich erschreckenden Befund vor uns. Die Entseelung des Arbeitslebens darf als ein Grundübel unserer sozialen Verfassung angesehen werden. Sie gesellt sich als viertes zu den drei anderen Grundübeln: Verflechtung in ein ungewisses Massenschicksal, Zerfall der sozialen Kernkräfte (Ehe, Elternschaft, Erziehung, Gemeinsinn, Rechtsbewußtsein), Verlust des Gottesbewußtseins in den Stätten der Arbeit, in den Werken der Kultur und auf den Plätzen des öffentlichen Lebens. Die Verödung der Arbeitsfreude gehört zur Grundmelodie der modernen Melancholie.

Dennoch bleibt auch für den depossidierten homo faber — der homo sapiens wurde schon vor Anbruch des Maschinenzeitalters entthront: „enrichissez vous!“ — der Anspruch des sittlichen Berufsgedankens aufrecht. Ja, auch für ihn gilt es, nicht nur sich selbst, seine unsterbliche Seele, sondern seinen „Beruf“, und das ist seine mechanisierte Beschäftigung, seinen entseelten, monotonen Arbeitsrhythmus zu heiligen, d. h. ihm das Stigma Christi, seines Todes und seiner Auferstehung, seines Kreuzes und seiner Herrlichkeit einzuprägen. Auch für ihn gilt es, ein konkretes Stück Welt zu erlösen und aus den Banden der Sünde zu befreien. Einer solchen Aufgabe wird er aber nicht gerecht, wenn er sich allzu schnell, in vermeintlich heiliger Ergebung in den Willen Gottes, mit dieser verfluchten, dem Tode verfallenen Welt abfindet und sein Heil über dieser Welt, einzig im Reich der Gnade sucht. Das käme eher einer Flucht vor der gottgesetzten Aufgabe gleich. Gegen ein so tiefes soziales Gebrechen müssen vielmehr auch die natürlichen sittlichen Kräfte des Menschen aufgerufen werden. Anders würde die Gnade bei sehr vielen gar keinen Ansatzpunkt mehr finden, und die Heiligung der Arbeit und des Berufes wäre in Frage gestellt. Wenn wir darum im folgenden mehr den natürlich-sittlichen Wurzelgrund für die Beseelung der modernen Arbeit aufzuzeigen versuchen, so hat das den Sinn, einen Weg zur Berufsheiligung für die vielen, nicht nur für wenige Auserwählte zu suchen. Dabei wird sich herausstellen, daß wir vor einer schier unlösbaren Aufgabe stehen, und die angegebenen Wege tragen darum deutlich das Zeichen menschlicher Unvollkommenheit an sich.

1. Zunächst ist der äußere Bezug aller menschlichen Erwerbsarbeit der gleiche geblieben: die Selbsterhaltung in der Beschaffung des äußeren Lebensunterhaltes. Unter den vier Zwecksetzungen der Arbeit steht dieser bei Thomas an erster Stelle. Dieser elementare Verhalt ist durch die Arbeitslosigkeit wie durch die allgemeine Wohlstandsvernichtung wieder recht deutlich ins öffentliche Bewußtsein gehoben. Unser Problem freilich wird dadurch zeitweilig verdeckt. „Wer Arbeit hat, hat Glücks genug“, meinte Richard Euringer in seinem Arbeitslosenroman zu Beginn der dreißiger Jahre. Hier zeigt sich die instinktive und durch bittere Erfahrung erhärtete Abwehr des tätigen Menschen gegen die Verwahrlosung im Gefolge des Verlustes der äußeren Schutzwehr, welche die Arbeit dem schweifenden Sinn immer wieder bietet. Aber die Selbsterhaltung ist nur der geringere Bestandteil der sozialen Verpflichtung, die aller Erwerbsarbeit innewohnt. Die Arbeit ist die äußere Bedingung der Familienexistenz und damit des sozialen Lebens überhaupt. Hiervon geht auch der nach wie vor stärkste und allgemeinste Halt für das entseelte Berufsdasein aus. Der Gedanke an die Lieben daheim, an Frau und Kind, an Eltern und Geschwister, bringt noch am meisten Farbe und Freude ins mechanisierte Einerlei. Dieses „dopo lavoro“ ist tragfähiger und dauerhafter als Vergnügen, Wochenend, hobby, Abendkurs oder Funktionärtätigkeit, und wie all diese Auswege heißen mögen, die einen Zipfel sinnvoller und erfüllter Selbstbewegung außerhalb des sterilen Standards der rationalisierten Betriebsverrichtung ergreifen wollen. Der Gedanke ans „getreue Lieb“ daheim war ja auch der unersetzbare Lichttrost im Grauen der Materialschlacht draußen. Und wie oftmals hält heute die starke Flüchtlingsmutter die schier verzweifelnden Männer und Söhne zusammen, daß sie sich immer wieder aufraffen und als Hilfsarbeiter oder Knechte oder Handelsvertreter das tägliche Brot für die Vertriebenen beschaffen, denen sie vormals Haus und Hof und Werkstatt und Geschäft, das Vätererbe mehrend, darboten. Die Seinen ernähren, auch unter widrigsten Verhältnissen, gibt dem noch so trostlosen Dasein einen tiefen Sinn. Dieses kleine Glück blüht auch den Enterbten und rettet die Selbstachtung, deren eine sittliche Lebensführung nimmer entraten kann. Hut ab vor all diesen Tapferen! *Generosos animos labor nutrit* (Seneca).

2. Damit kommen wir auf ein Zweites. Auch die entseelte Erwerbsarbeit hat ihre wahre Ehre. Der Gedanke der Arbeitsehre ist arg mißbraucht worden. Aber er gilt unvermindert weiter. Carlyle sagt in seinem Buch über Helden und Heldenverehrung: „Es ist eine Verleumdung der Menschheit, zu sagen, daß sie zu heldenmütiger Tätigkeit geweckt werde durch Gemächlichkeit, Aussicht auf Vergnügen, Belohnung durch Zuckerwerk in dieser Welt... Im gemeinsten Sterblichen liegt etwas Edleres. Der arme fluchende Soldat, gemietet um erschossen zu werden, hat seine Soldatenehre außer dem Drillkommando und den fünf Groschen täglich. Nicht Süßigkeiten zu kosten, sondern Edles und Tüchtiges zu leisten und sich unter Gottes Himmel als einen gottgeschaffenen Menschen zu bewähren, ist es, wonach den ärmsten Sohn Adams dunkel

verlangt. Zeige ihm den Weg dazu, und der stumpfste Handlanger wird zu einem Helden entflammt.“

„Zeige ihm den Weg dazu“, — wir haben ein großes Vorbild, nämlich das des Zimmermannssohnes von Nazareth. Das hinweisende und aneifernde Moment liegt im stillen Adel dieses verborgenen dörflichen Handwerkslebens eines Mannes, der nicht dazu bestimmt war, seine Erdenbahn als tüchtiger Meister und geachteter Bürger zu vollenden, sondern sein Volk und darüber hinaus die ganze Welt als der seit Anbeginn Verheißene zu retten. Dennoch verbringt er dreißig Jahre als Berufshandwerker, während das anschließende Messiaswerk allenfalls drei Jahre währte. Einmal absehend von dem auch heilsgeschichtlichen Sinn jener langen stillen Jahre, hat der Menschensohn hier das Leben des einfachen Mannes für alle Zeiten und Zonen getauft. Mehr noch als durch die Vaterunserbitte ums tägliche Brot ist so die Arbeitslast der unbekannten Masse erlöst worden, indem sie unmittelbar in den gottmenschlichen Lebensaustausch einbezogen ward. Auch in dieser Hinsicht ward Christus der Erste unter seinen Menschenbrüdern, und zwar der geschichtliche Menschensohn, der ein volles Menschenalter hindurch diese personale Taufe an der handschaffenden Arbeit vollzog. Der erhöhte Herr setzt aber das Werk des geschichtlichen Heilandes fort. Insofern gibt es in der christlichen Ordnung keinen höheren Patron des Arbeitsvolkes als den verkärten Herrn selbst, dessen Herz offensteht für alle Mühseligen und Beladenen unserer heutigen harten und zerstückten Arbeitswelt. Es ist klar, daß eine solche geradezu österliche Wirk- und Sichtweise nichts Geringeres als das volle Christentum verlangt. Denn vom rein Natürlichen her ist die handwerkliche Arbeit Jesu nicht mit der Sinnlosigkeit der modernen Arbeitsform zu vergleichen.

3. Eine dritte Möglichkeit, dem mechanisierten Arbeitsdasein eine menschliche Note und damit einen Ansatzpunkt zur Verchristlichung und Heiligung zu geben, bietet sich von der Betriebszugehörigkeit her. Auch dieser Wert ist elend mißbraucht und in ein politisches Zuchtmittel umgefälscht worden. Perversion, soweit sie glücklich überwunden ist, soll aber nicht zu Negation führen. Die recht verstandene Betriebsgemeinschaft wäre an sich wohl das heute wichtigste Regenerationsprinzip der arbeitenden Gesellschaft. Auch hat man hier schon seit geraumer Zeit begonnen, wenigstens den äußeren Rahmen der Betriebseinheiten menschenwürdig und energieweckend zu fassen; weite, helle und schmucke Fabriken und Büros werden gebaut. Sodann erweist sich das Moment der betrieblichen Bindung als sozialetischer Aufbauwert. Zum Stammpersonal eines geachteten Unternehmens zu gehören, auch als bloß angelernter Arbeiter oder Kanzleigehilfe, gibt einen gewissen sozialen Halt, hebt von der Anonymität ab und verleiht auch teilweise einen abgeleiteten Berufsstolz, der weniger der mangelnden Freude am selbstgestalteten Werkstück als der Zugehörigkeit zu einer anerkannten Leistungsgemeinschaft entspringt, welche qualifizierte wichtige oder begehrte Erzeugnisse auf den Markt bringt.

Die Bindung an den Betrieb erscheint somit zumindest als ein Auskunftsmittel, um in die gleichförmige Arbeitsverrichtung ein belebendes, wärmen-

des Element zu bringen. Wir streiften schon den Faktor der Existenzsicherung, die dem heutigen, durch all die Zusammenbrüche verschreckten Menschen oft höher steht als politische Freiheit oder auch berufliche Werkfreude. Aber das eigentlich menschliche, sozialetische Moment muß hinzutreten. Eine sozialisierte Sicherheit ist abzulehnen, nicht bloß wegen ihres unvermeidlichen politischen Annexes, d. i. der allseitigen Herrschaft des Apparats, sei es Partei, Gewerkschaft oder Staat. Der eigentliche humane wie christliche Einwand liegt vielmehr darin, daß die persönliche und damit sittliche Beziehung noch mehr aus unserem Leben schwindet, als es ohnedies schon zutrifft. Die Sorge um die Existenz der Betriebsangehörigen ist eine Hauptpflicht der unternehmenden und leitenden Menschen im Wirtschaftsvolk. Die Zusammenhänge sind so klar, daß man sich immer wieder wundert, wie oft sie vernachlässigt werden. Die unpersönliche Besitzform entbindet nicht von dieser Pflicht, deren getreue Befolgung für den sozialen Frieden vielleicht mehr ausrichtet als gute sozialpolitische Gesetze, so wichtig diese auch sind. Der arbeitende Mensch spürt sehr bald, ob der Werksleitung etwas an ihm liegt. Gegenseitige Betriebsverbundenheit ist da mindestens so erheblich wie saubere Betriebsabrechnung und kostendeckender Preis. Betriebstreue, von oben nach unten wie von unten nach oben, erweckt meist erhöhte Arbeitsfreude, und das ist auch ein wirtschaftlicher Faktor. Was betriebliche Solidarität bedeuten kann, hat sich im gemeinsamen Kampf um die Erhaltung eines Werks in den letzten Jahren oft deutlich gezeigt.

Solchermaßen verstandene Betriebsgemeinschaft vermag auch in etwa dem Problem beizukommen, das uns hier beschäftigt. Manche weitschauende, von sozialer Sorge wie von wirtschaftlichem Verstand geleitete Betriebsführung hat einem Teil ihrer Werksangehörigen die Möglichkeit eines Wechsels in der Arbeitsverrichtung geboten, sei es fallweise, sei es planmäßig. Teils entsprang es dem Kampf gegen die Arbeitsermüdung, teils wollte man bei ungleichmäßigem Auftragseingang oder saisonbedingten Steigerungen und Minderungen des Beschäftigtengrades nicht immer wieder Betriebsfremde hereinnehmen, teils hörte man auf die Ergebnisse der Arbeitsphysiologie und Sozialmedizin, teils wurden echte sozialetische Antriebe verwirklicht. Meist spielten mehrere Motive mit, wie bei fast allen sozial wichtigen Vorgängen:

Nicht zuletzt war es auch die christliche Standesbewegung, die den Gedanken der „beruflichen Wendigkeit“ aufgriff und in ihrem reichhaltigen beruflichen Fortbildungswesen, besonders in der Kolpingsfamilie, beherzt betätigte. Man hielt zumal den jungen Menschen an, sich in freien Fachkursen die eine oder andere Fertigkeit im Rahmen seiner allgemeinen beruflichen Tätigkeit etwa als Metall- oder Holzarbeiter anzueignen. Der Dreher oder Fräser erwarb sich nebenher Kenntnisse und Fertigkeiten als Former oder Schweißer, der Expedient betrieb in Abendkursen eifrig Kontokorrentbuchhaltung, und die Stenotypistin suchte ihre schulmäßigen Fremdsprachenkenntnisse zu vervollkommen. Der soziale Aufstiegskampf empfing frische Impulse, und der allgemeine Gesichtskreis wurde erweitert, und zwar nicht neben der Berufsarbeit, sondern innerhalb derselben oder in Verbindung mit ihr.

Das ist für unser Thema ein maßgeblicher Gesichtspunkt. Hier wäre ein Ansatz, der einseitigen Arbeitsverwendung und anonymen Auswechselbarkeit des „Beschäftigten“ auf den Leib zu rücken. Die allgemeine sozialetische Unterweisung und Willensbildung, wie die besondere Gewissensformung der leitenden wirtschaftlichen Tätigkeit fänden hier einen echten Auftrag. Was in den zwanziger Jahren vornehmlich arbeitsphysiologischen oder betriebspolitischen Erwägungen (Dinta) entsprang, und was damals von der Arbeitnehmerschaft aus Gründen zusätzlicher Existenzsicherung (Gesellenvereine, Gewerkschaft) gern aufgenommen wurde, müßte heute — nachdem das grauische Zwischenspiel der militanten Arbeitsversklavung hoffentlich dahingegangen ist — in voller Breite als ein vornehmlicher Gegenstand der Berufserziehung aufgenommen werden. So sehr hiebei Gewerkschaft, freier Vereinszusammenschluß und Fachschulwesen mitzuwirken haben, der Schwerpunkt scheint uns beim Betrieb und seiner Leitung zu liegen. Denn dort, wo die Berufsnot der gleichförmigen, entseelten Erwerbsarbeit nun schon so lang und so tief herrscht, dort muß auch der eigentliche Hebel angesetzt werden. Berufskunde, Berufsausbildung, Prüfungswesen, Betriebswirtschaft, Berufsstandspolitik, viele Faktoren werden sich bemühen müssen. Die Schwierigkeiten sind zahlreich, mancher „Berufswendige“ ist unzufriedener als vorher. Aber Einwände, Hemmnisse und Enttäuschungen dürfen von dem seinerzeit verheißungsvoll begonnenen Weg nicht abhalten, sie gehören zum Erfahrungskapital, um es nun besser zu machen.

Der Christ wird hier vorangehen müssen. Ohne eine gewisse Hochherzigkeit ist ein solcher Weg nicht gangbar. Nicht zuletzt gilt es, die ängstliche Abgeschlossenheit zu lockern und den Egoismus am Arbeitsplatz zu durchbrechen. Dieser herrscht in den Büros öfters schlimmer als in den Werkhallen. Der Arbeiter ist meist kameradschaftlicher und auch selbstsicherer. Indem er dem anderen einen Handgriff zeigt oder eine neue Technik erklärt, bangt er noch nicht ohne weiteres um seinen Arbeitsplatz, an dem er durch erhöhte berufliche Wendigkeit des Kameraden ersetzbar wird. Oftmals ist er an der gesteigerten Leistung des anderen sogar unmittelbar interessiert, nämlich in Form der Akkordgruppe oder des team-works. Im Büro hingegen sind die Gegensätze häufig viel schärfer, wenn auch heimlicher. Dort steht oder sitzt gern einer dem anderen im Weg. Gespannt, starr, unfreundlich thronen die Ressorts gegeneinander. Feindseligkeit und Ränke haben ihr breites Feld heute in den Ämtern und Kanzleien. Die Gleichform der Arbeit, die den Geist leer läßt, mehrt den sozialen Zündstoff neidischer oder argwöhnischer Gereiztheit. Hier auf diesem Kampfplatz, wenn irgendwo in dieser heillosen Welt, ist der Standort des christlichen Laien. In den verkrampften, verschreckten Bezirken modernen Arbeitslebens hat der Christ eine stumme, aber beredte Predigt Tag für Tag darzuleben: die Gelöstheit des Erlöst en, die besonnene Gelassenheit inmitten der unablässigen Anspannung, die tiefe Ruhe des Gottvertrauens im drohenden Rund der allgemeinen Unsicherheit und lärmvollen Hetze. Den Gläubigen muß man heute auf dem Arbeitsplatz aus seinen Mitmenschen herauskennen. Dort, wo einer frei ist von Ränke und Übervorteilung, von Mißmut

und Kälte, besonders frei von dieser schrecklichen Angst, welche die Menschen einfach verdirbt und zur ganzen Skala sozialer Destruktion fähig macht; dort aber vor allem, wo einer für den anderen einsteht, ihm beruflich weiterhilft, seine Sorgen teilt, dort und daran soll man den Christen erkennen. Wir sind die Hüter unserer Brüder! Das ist die Legitimation, welche die Welt immer wieder annimmt, und eine der wichtigsten Prüfstationen ist da der Betrieb. Der österreichische Priesterdichter Franz Jantsch hat dem Apostolat im modernen Betrieb ein ganzes Buch gewidmet, in dem ein Buchhalter das Reich Gottes findet und seiner teils betroffenen, teils empörten Umwelt kündigt („Aber, aber, Herr Schuster!“ Pustet, Salzburg). Dem lauterer Menschenfreund lauscht das verbitterte Gemüt noch am ehesten. Die sozialen Tugenden sind heute das wertvollste Apostolat und machen alle Selbstheiligung fruchtbar. Sie zu üben und zu halten in der modernen Arbeitsfron, wird dem natürlichen Menschen offenbar immer schwerer. Christsein wird auch hier als letzte verbliebene Möglichkeit des Menschseins offenbar. Die Gnade, leibgeworden im Leben der berufstätigen Christen, heilt und lindert die Wunden und Schmerzen einer ermatteten Welt.

4. Wir sind bei der Betriebsgemeinschaft länger verweilt, weil uns hier der vorerst einzige organische Weg zur Steuerung oder Abmilderung der inneren Arbeitsnot zu liegen scheint. Auch kann sich hier der Reichtum christlicher Liebe erfinderisch entfalten. Folgerichtige moderne Pastoral müßte übrigens immer ernster an die Betriebsseelsorge denken. Es seien noch einige Worte über die nächst höhere, breitere Sozialstufe angeschlossen, nämlich die Berufsstandsgruppe.

Die aus der schwindenden Berufsfreude und faden Arbeitsverrichtung entspringenden Fragen und Notstände wurden von einigen Zweigen des Wirtschaftsvolkes früh erfaßt. Da im Kern der Sache nichts zu machen war, lenkte man die verbleibenden Energien auf Sozialpolitik, Tarifvertrag, gewerkschaftliche Schulung, Hilfskassen und freie Kulturpflege. Der eigentliche berufs-genössische Geist, der vom Tarifvertrag zur Berufsgemeinschaft hätte führen können, kam nicht recht auf. Berufliche Meisterschaft und ein bestimmtes Maß wirtschaftlicher Mitbestimmung, beides in innigem Konnex, sind offensichtlich vonnöten, um sich dem Berufsstandswesen hinzugeben. Die korporative Strömung und der Ruf des Papstes haben neue Impulse gegeben und immerhin vermocht, den Gliedgedanken in der wirtschaftlichen Gesellschaft sichtlich zu fördern. Die einfallende politische Diktatur hat dann die schönen Ansätze erstickt oder verfälscht.

Heute gilt es, die wertvollen Motive und Richtbilder neu aufzunehmen. In unserem Zusammenhang kommt es wiederum auf das menschlich-sittliche Element an, welches in all die versachlichten Beziehungen der arbeitsteiligen Gesellschaft eindringen muß, in die alten wie in kommende, neue. Das Funktionelle droht ja in der künftigen Sozialform überhand zu nehmen. Wir Christen müssen den Menschen retten. Unser Thema weitet sich. Der größere Zusammenhang, welcher der Arbeit Sinn und Wert mehrten oder auch wiederherstellen soll, muß ein personaler sein. Wir suchen Glieder, nicht Funktions-

teilchen. Der Mensch, auch wo er millionenhaft auftritt, ist weder Material, noch Arsenal, noch Kostenstelle. Die scheue Ehrfurcht vor jedem Menschen, die unbeirrt festgehaltene Lehre von der Unsterblichkeit und Gottesebenbildlichkeit jeder einzelnen Seele auf dieser Erde, die Berufung aller Mitmenschen ins Reich Gottes, — dies alles sind unverbrüchliche, fordernde Wirklichkeiten, die schon einmal die Massenform eines Zeitalters zu durchbrechen vermochten und das Persönlichkeitsideal unserer abendländischen Welt begründeten.

Natürlich steckt auch im Mythos vom Werkvolk ein rechter Kern. Es ist der Anblick der Kraft der Gemeinschaft, darin lebt das starke Gefühl, daß auch unser verstädtertes, in ein mechanisiertes Dasein verstricktes Geschlecht zur Mitherrschaft über diese Erde berufen ist und sich ihre Schätze untertan machen soll. Die christlich-soziale Bewegung hat der größeren Zusammenhänge nicht ermangelt, wenn sie auch nicht die ideologische Macht und messianische Wucht des Sozialismus erreichte. Aber sie hat sich dafür viel mehr dem konkreten Notstand zugewendet. Vor allem hat sie niemals die Arbeit, auch nicht die geistlos gleichförmige, verachtet oder der Nur-Lohn-Auffassung des Marxismus ausgeliefert, nachdem der Liberalismus die Arbeit zur bloßen Ware herabgesetzt hatte.

5. Auch der soziale Katholizismus, wenigstens seine besten Teile, zielte aufs Ganze. Ketteler rang um die Standwerdung, um die seelische und volkliche Einwurzelung der Arbeiter. Kolping entwickelte einen ganzen Organismus erneuerter sittlich-religiöser Volkskräfte. Hitze mühte sich um die sozialpolitischen Bedingungen der Entproletarisierung, Heinen sah die Standesseelsorge vor allem als Gliedteil einer allgemeinen, wieder gläubig gewordenen Volksbildung an, während Pieper die wogenden und immer verwaschener werdenden Massen an das hohe Bild eines neuen christlichen Volksstaats binden wollte. Ihre Nachfahren suchten den gewandelten Erfordernissen im Gefolge der fortschreitenden Umschichtungen gerecht zu werden. Sie dachten real wie alle Erziehung, die konkret bleibt. Nicht ohne Schmerz sahen sie die mittelständische Welt und Berufsgesittung unaufhaltsam zusammenschrumpfen und wandten sich beherzt dem Typ des Industriegesellen, des Facharbeiters, des kaufmännischen Angestellten, des angelernten Mannes am Fließband oder der Bedienerin einer Hollerith-Maschine zu. Dabei verloren sie nie ganz das alte Gesellschaftsbild aus dem Auge, zumal es durch das von hoher Warte neu formulierte Richtbild einer berufsständischen Ordnung eine zeitgemäße Wiederbelebung empfang. Den schädlichen Folgen der weiterschreitenden Mechanisierung des Arbeitslebens in Erzeugung, Verteilung und Verwaltung suchten sie im Verein mit anderen sozialpolitisch und -reformerisch tätigen Kräften entgegenzuwirken. Wenn der heutige Mensch nur noch zum geringsten Teil selbständiger Handwerker, Kaufmann oder freier Berufsschaffender sein kann, so möge er wenigstens tätiges Glied der Betriebsgemeinschaft werden und an deren sozialen Ausgestaltung teilhaben. So war es ganz natürlich, daß sich auch Priester und religiöse Volkserzieher beispielsweise mit dem Betriebsratswesen befaßten oder mit der Bildung von Tarifgemeinschaften als organi-

schen Schlußstücken der tarifvertraglichen Entwicklung. Sie erblickten in solchen Dingen tragfähige Vorstufen zur Standwerdung der Arbeiter und Angestellten. Auch stützten sie die mannigfachen Bestrebungen, dem heutigen Menschen wenn nicht in seiner Arbeit selbst so doch neben und außerhalb derselben zu einem Stück Selbständigkeit zu verhelfen, nämlich zu Eigenheim und Garten, zu angemessener Erholung, geistiger Fortbildung und allgemein zu erhöhter Teilnahme an den eigentlichen Persönlichkeitswerten dieses Lebens. Freilich war die Entwicklung stärker als aller redlicher Wille und findiger Geist. Aber es gab schöne Teilerfolge, besonders im Ruhrrevier, in den großen Siedlungsverbänden, im Bildungswesen der Gewerkschaften, in den religiösen Standesbewegungen, in der Kammerorganisation, in führenden Konzernen und Syndikaten..., bis dann der politische Einbruch die vielen Ansätze zu einem werdenden berufsständischen Gefüge des Wirtschaftsvolks rauh abschchnitt oder umfälschte.

Warum wir dies alles erwähnen? Der Christ, dem es um die Weltverantwortung, um die Mithut seiner Brüder ernst ist, sollte von diesen Dingen wissen. Das Anliegen des sozialen Katholizismus muß lebendig weitergetragen und der Erfahrungsertrag so vieler mühevoller Jahrzehnte christlich-sozialer Anstrengung ausgedeutet und verwertet werden. Der geistliche Mensch muß sich der sozialen Problematik annehmen. Er darf nicht einigen unentwegten Pionieren überlassen bleiben. Der katholische Glaube ist nicht allein das Gottesreich der Seele, vielmehr darüber hinaus das in der Welt wirksam gewordene und fortwirkende Evangelium. Christus ist König, nicht bloß Priester. Seine königlichen Diener in der Welt sind die gläubigen Laien. Kein Lebensgebiet ist von seiner heilenden, milden Herrschaft ausgeschlossen, am wenigsten wohl das soziale. Auch verdienen die Männer und Frauen, die vor uns ihre Lebensarbeit der sozialen Frage in diesem oder jenen wichtigen Ausschnitt oder Verhältnis gewidmet haben, eine gerechtere Würdigung und ein forzeugendes Gedächtnis im Bewußtsein besonders der jungen Christen. An einem Punkt treffen sich ohnedies beide Richtungen, sowohl die mehr konservativ-organisatorisch-ständische wie die mehr sozialkritisch-organisch-demokratische: im missionarischen Ernst und Feuer apostolischen Helfer- und Gestaltungswillens. Die gemeinsame Fülle der Initiativen mag der beiden Wegen verpflichtete Name Carl Sonnenscheins belegen, der sich u. a. der Berufsnot der freien Berufe besonders angenommen hatte. Heute würde er sich wohl nachdrücklich den Deklassierten widmen, die ihr Los einfach nicht verwinden können; soziale Unehre trifft schwerer als äußeres Elend. Das Seelische und Geistige ist die oberste Kategorie der wahren Soziologie. Der „Schaden an der Seele“ ist durch nichts auf dieser Welt aufzuwiegen. Der Christ stößt im Alltag unserer Zeit immer wieder auf sprechende Apologien von Grundwerten seines Glaubens.

6. Wir halten inne. „Die geistige Macht ist stärker als die bloß materielle und überwältigt diese über kurz oder lang“ (Kolping). Wir tasteten nach lichten Punkten in der an sich so desolaten Situation der entseelten Erwerbsarbeit. Wir fanden eine Reihe sittlicher und menschlicher Wasseradern, die sich durch das

graue Land ziehen, die freilich der Speisung aus jenem Brunnen lebendigen Wassers bedürfen, von dem Christus zur Samariterin sprach.

Selbsterhaltung, Familienobsorge, Arbeitsehre, Betriebsgemeinschaft, Berufsstandsgeist, soziale Bewegung..., all diese natürlich-sittlichen Werte, Strebungen und Hilfen können Aufnahmegefäße der Gnade sein, die aus der Übernatur quillt und an den irdischen Ordnungen Samariterdienste verrichtet. Dieses ist das „Dazugegebene“ für alle, die zuerst das Reich Gottes suchen. Der Glaube zeigt Weg und Leuchte auch für das Arbeitsleben. Er ist uns aufgegeben, die alte Tugend der Arbeitsamkeit und Berufsgesinnung vorzuleben und einen schweren Irrtum der Moderne zu heilen, welche die Arbeit reihum zur wohlfeilen Ware, zur seelenlosen Last oder zu einem dürrer Gottesersatz gemacht hat. Arbeit ist Pflicht, ist irdische Lebenserfüllung, ist notwendige soziale Verrichtung, ist endlich und erstlich ein Beruf vor Gott und der Gemeinschaft, ein Ruf einer sinnvollen Weltlenkung, an die der Christ glaubt. Der Plan Gottes wurde vom Menschen gestört, und so kam in die Arbeit, die an sich ein besonders ausdrucksvoller Nachvollzug der urbildlichen Schöpfungstätigkeit Gottes ist, das Element der Pein, Not und Fron hinein. Der Christ muß versuchen, die Fron zu heiligen. Der irdische Lebenskampf hat eine unvergleichliche Würde. Er umfaßt die Lebenspilgerschaft zu Gott als dem Ziel und Ursprung. Die Brotbitte des Vaterunsers wird in jedem Meßopfer ausgesprochen. Die irdischen Anliegen sind Gegenstand des allgemeinen Bittgebets. Die besondere seelische Not unseres modernen Arbeitslebens gehört zu den großen Fürbitten, deren unsere Zeit bedarf. Der Christ ist mitverantwortlich für das Geschick seiner Zeit. In Schuld und Gnade steht die Menschheit als Ganzes vor Gott. Der Menschgewordene aber vernimmt jede irdische Not aus dem Mund seiner Gläubigen, und immer wieder in seinen Erdenjahren hat er solche Not gewendet: *misereor super turbam*. Die Masse erbarmt mich (Mark 8,1).

Heiligkeit im Alltag der Hausfrau

Von Dr. Alice Scherer, Freiburg i. Br.

In einer seiner Ansprachen an Jungvermählte sagte Pius XII.: „Gott ruft nicht alle seine Kinder zum Stand der Vollkommenheit, aber jeden ruft er zur Vollkommenheit in seinem Stande“.¹ Wie gerade im Leben der Hausfrau diese Forderung verwirklicht werden kann, in welcher Weise das häusliche Leben besondere Möglichkeiten zur Heiligkeit bietet, worin umgekehrt hier die spezifischen Gefährdungen und Schwierigkeiten eines vollkommenen Lebens liegen, welche Hilfen und Wege der Überwindung dieser Schwierigkeiten dienen können, das sei hier versucht, ohne theologisch-theoretische Erörterungen, einfach aus der lebendigen Welt der Hausfrau heraus darzustellen. Dabei sei das Schwergewicht auf das Tun im Haushalt gelegt, das praktisch die meiste Kraft und Zeit der Familienmutter in Anspruch nimmt. Ihre Auf-

¹ Ehe im Alltag, Grundgedanken der Brautansprachen des Heiligen Vaters 1939 bis 1947. Franz Sales-Verlag, Eichstätt, 1947, S. 7.